

71

## Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

„Weißt Du was, ich helfe Dir sogar die drei Klasten Holz im Wachtobel an die Straße hinauftragen, unsonst! Jedes Jahr hast Du mir zwanzig Kessel geben müssen!“  
 Ich war nun wieder ziemlich beherzt. Die große Hoffnung, daß alles noch gut vorbeigehen werde, hatte in meinem Herzen Wurzel gefaßt. Hans war ja im Grunde gar nicht so ein böser, er ließ mit sich reden.

Allerdings wollte er nun unter allen Umständen wissen, wozu ich den Malkasten hatte brauchen wollen. Daran war nichts zu ändern.

„Wirst Du aber dann nichts ausplaudern, wenn ich Dir's sage?“ fragte ich nach einigem unnützen Hin- und Herreden.

„Was ausplaudern?“

„Eben wegen dem vorhin. Und auch wegen meiner Zeichnung.“

„Gar nichts, gewiß nicht! Was ich einmal verspreche . . .“

„Gut, also!“ Ich nahm eine selbstbewußtere Haltung an. „Ich male den Spruch an Margrittens — am Steinernen Plak.“

Hans sah mich groß an.

„Ja, kannst Du auch Buchstaben malen?“

„Hä, das wollen wir hoffen! Das ist gar nicht so schwer!“  
 Ich wäre ordentlich ins Prahlern gekommen, aber Hans ließ mich nicht lange reden.

„Wenn Du Buchstaben malen kannst, dann will ich auch welche von Dir haben. Ich leihe Dir die Schachtel für eine ganze Woche, wenn Du mir zwei einzige Buchstaben malst.“

„Und sagst also keinem Menschen etwas, auch dem Lehrer nicht?“

„Ganz gewiß nicht, keinem Menschen!“

„Sag: Beim Eid!“

„Beim Eid!“

Nun war der Handel abgeschlossen. Hans überreichte mir die Farbenschachtel, welche ich mit Genehmigung am gleichen Plätzchen verwarnte, das sie schon einmal vorübergehend eingenommen hatte.

„Bis wann willst Du die Buchstaben gemalt haben?“ fragte ich dann mit einer gewissen Wichtigkeit.

„Bis am Sonntag,“ entschied Hans nach einigem Besinnen. „Es muß ein M und ein S sein, die sind ja nicht besonders schwer zu machen. Aber gelt, recht hübsch! Auch einige Blümchen darum, wenn Du kannst.“

„Blümchen — — warum nicht.“ Ich dachte jetzt gar nicht an das, was ich sagte. Keinen Augenblick war ich darüber im Zweifel, wer mit M. S. gemeint war.

„Was heißt das eigentlich, „M. S.“?“ fragte ich zögernd.

„Du mußt mir ja nur die Buchstaben malen.“

Wir standen nun unter der offenen Haustüre. Die Dämmerung war eingetreten, ein kalter Ostwind blies über die gefrorenen Straßen. Hans schüttelte sich und wollte hineingehen. Aber ich gab ihn noch nicht frei.

„M. S.“ — heißt das etwa — —“ ich konnte den Namen Margritte Stamm nicht aussprechen. „Heißt das etwa Mina Stürler?“

Hans wurde unwillig.

„Wenn Du mir die Buchstaben nicht malen willst, kannst Du's einfach sagen. Das ist mir ganz gleichgültig.“

„Ei, Du weißt doch, daß das abgemacht ist!“ Ich empfand bitter, daß Hans nun Gewalt über mich hatte. „Also am Sonntagabend kannst Du die Buchstaben bei mir holen; und wenn sie Dir nicht gefallen, mach' ich Dir sogar zwei andere.“

Aber ehe ich ausgeredet, hatte sich Hans mit einem schlüchtigen „Schlafwohl!“ hineingemacht.

Frierend schlich ich nach Hause. Die Malkschachtel freute mich nicht. Wenn wollte Hans Kinsperger seine Buchstaben schenken? Darüber war ich nicht im Zweifel. Denn Mina Stürler, die in der Schule neben Margritte saß und die allein außer ihr mit M. S. gemeint sein konnte, war nicht angesehen, schon weil sie in der Burdi daheim war. Um die kümmerte sich Hans Kinsperger kaum.

Ich kannte damals das Wort Eifersucht noch nicht. Aber der Gedanke, daß es Hans gelingen könnte, sich in Margrittens Gunst zu setzen, nagte wie ein Wurm an meinem Herzen.

Es mußte etwas geschehen. Ich sann und grübelte und stand mehrmals still, trotz der Kälte. Ja, ich mußte mit Margritte reden. Ganz ernst und dringend. Ich mußte ihr sagen, daß ich unbedingt mehr werden wollte als alle Knaben im Dorfe. Und daß sie keinen andern gern haben dürfe, denn ich wollte das auch mit ihr so halten. Ja! — dann konnte Hans mit seinen Buchstaben kommen!

Als ich in unserer Stube noch kein Licht sah ging ich, ohne recht zu wissen, was ich wollte, an des Schneiders Gänschen vorüber und geradewegs nach dem Steinernen Plak. Ganz feck betrat ich die blanken Steinfliesen vor dem Hause, die dem stolzen Hofe den Namen gegeben. Da blieb ich plötzlich wie gebannt stehen. Was wollte ich denn hier? Ich wurde mir meiner ganzen Armut bewußt. Das dunkle Haus mit den geschlossenen Läden kam mir vor wie eine Burg, davor eiserne Männer Wache halten. Ich drückte mich seitwärts an den hohen Brunnenstod und überlegte.

Da öffnete sich die schwere, eichene Haustür. Ein Mädchen trippelte vorsichtig über die glatten Treppensteine herab und ganz nahe an mir vorbei. Es war Margritte. Ich hätte ihr Kleid mit der Hand erfassen können. Aber ich stand geduckt in meinem Versteck und wagte kaum zu atmen.

Margritte stieß einigemal mit dem Fuß an die verschlossene Stalltür und rief mit heller Stimme zum Nachessen. Dann huschte sie wieder an mir vorüber und ins Haus hinein. Ich machte mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich die herrliche Gelegenheit so blöde verscherzt. Aber was hätte ich denn sagen sollen? Ich hätte Margritte höchstens erschreckt.

Langsamer als ich hergekommen war, machte ich mich heimzu. Im Lichtein einer Lampe, der aus irgend einem Fenster auf die Straße fiel, blieb ich stehen, zog meine Farbenschachtel herans und öffnete sorgfältig das Schiebrettchen. Wie erstaunte ich, als die Schachtel nur fünf armjelige Farbenrestchen enthielt! Ein schönes Rot war nicht einmal dabei. Sollte ich nicht gleich hinlaufen und die Schachtel auf Kinspergers Treppe legen? Nein, das half nichts, die Buchstaben mußte ich Hans nun doch malen.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke: wenn ich ihm mit dem Angebinde bei Margritten zuvorkäme! . . . Es war ja nicht redlich, es war Hinterlist dabei. Aber — wenn Hans doch nicht selber malen konnte, was brauchte er dem Mädchen Buchstaben zu schenken? Und hätte ich nicht ganz gut von mir aus auf den Einfall kommen können? . . .

Der Schneider Eng war heut bei besonders guter Laune, und da Frau Rike nicht gleich in der Stube war, gab es kein einziges Scheltwort wegen meines langen Ausbleibens. Er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „So, Bub, morgen geh ich nach Trüb hinab und in die Stadt. Weil Du in der letzten Zeit so tüchtig im Holzschovf geschafft hast, bring ich Dir einen Kram mit heim: eine Malkschachtel mußt Du haben, wui!“

Eine Stunde früher, und diese Botschaft hätte mein Herz mit Glückseligkeit erfüllt. Jetzt ärgerte sie mich beinahe.

„Nun, was studierst Du? Warum springst Du nicht auf den Tisch vor Freude?“

Ich merkte, daß seine Stimmung schon umzuschlagen drohte und versicherte schnell, daß er mir mit gar nichts auf der Welt so viel Vergnügen machen könne, wie mit einer Malkschachtel. „Ich meinte bloß,“ fügte ich erklärend bei und log und wünschte zugleich, „ich meinte bloß — die r e c h t e n sind halt teuer . . .“

„Einfalt,“ lachte Eng vergnügt, wenn ich im Kopf habe, etwas zu kaufen, so kaufe ich es. Ich habe heut dem Gemeinrat Steiner einen Rod umändern müssen, den ihm der Herrenschneider in Trüb veräußert hat, das ist mehr wert, als einhundert Malkasten. Wui! Und wegen Deiner hab' ich auch mit dem Steiner geredet. Es ist zwar ein Hartgefrorener, weiß schon. Wer wird Verstand suchen bei so einem dickköpfigen Bauern, der dazu noch im Gemeinrat sitzt? Von Kunst erst recht kein Dunst! Aber als ich von der

Million sagte, die Du den Steigern einmal werdest ver-  
machen können, froch er doch auf den Reim und meinte, man  
könne ja dann sehen, wenn Du wirklich so ein Wundertier  
seiest. Das ist wieder ein tüchtiger Schritt vorwärts, sag' ich  
Dir! Ich will die Kerle schon einseifen, daß ich ein Geld zu-  
wegbringe für Dich! Und morgen kriegst Du die Mal-  
schachtel. Wui!"

So nahm der böse Tag noch ein ganz leidliches Ende. Da  
ich an das Versprechen des Schneiders Enz nicht im geringsten  
glaubte, behalt ich mir für die Fertigstellung meines Spruches  
mit Hansens leidlich passenden Farbenrestchen und machte  
mich hierauf ohne weiteres an das neue Kunstwerk. Aus  
einem gut erhaltenen Zeichnungsblatt schnitt ich ein passen-  
des Stück von der Größe eines Buchzeichens aus, das ich dann  
mit der Schere fein auszackte. Alles gelang mir vortrefflich,  
es kam ein rechtes Fieber über mich. Und doch konnte ich  
mich nicht von Herzen freuen, als nun die Buchstaben M.  
und S. sauber bemalt und verschönert auf dem Buchzeichen  
prangten. Zwar redete ich mir fortwährend ein, ich sei ganz  
im Recht. Aber am Ende zwang ich mich immer wieder zu  
dem üblichen Beschluß, die Buchstaben wie recht und billig an  
Hans Kinsperger abzugeben. Er hatte halt doch den Ge-  
danken erstanden. Und was half alles, wenn er zornig wurde  
und die Geschichte von der Malschachtel an den Tag brachte?  
Nun — ich hatte ja noch Zeit zum Ueberlegen. — Wenn halt  
die Buchstaben nur nicht gar so hübsch geraten wären! . . .

In dieser Nacht hatte ich einen schweren Traum. Die  
Kinspergerin stand neben meinem Bett, sie trug die gelbe  
Malschachtel in der Hand und legte sie mir mit einem bösen  
Blick auf die Bettdecke hin. Die Schachtel wurde schwerer und  
schwerer und drohte mich zuletzt zu erdrücken, bis ich, in Angst-  
schweiß gebadet, erwachte.

(Fortsetzung folgt.)

## fliegen.

Von Hermann Heise.

Als ich vor einigen Jahren zum ersten Male auf der Frank-  
furter Aa einige Eindrücke ihre schwachen Flugversuche machen sah,  
war mein sehnfüchtiger Gedanke: „Sobald das ein bißchen besser  
geht, mußt Du mitfliegen!“ Und als ich zwei Jahre später zum  
ersten Male in die Lüfte hinaufkam, in einem Zeppelinischen Luft-  
schiff, da genoh ich wohl den wunderbaren Taumel der Höhe und  
die überraschend herrliche Aussicht und den neuen Aspekt der Land-  
schaft, aber mein Flugverlangen war nur stärker erregt, und seit-  
her war es mein heimlicher Wunsch, nun bald einmal zu fliegen.  
Aber ich wohnte auf dem Lande und kam immer nur im Winter  
in große Städte; meine Freunde lachten mich aus und erklärten  
diese ganze Fliegererei für einen halbschreienden, selbstmörderischen  
Sport, mit dem sich höchstens ehemalige Rennfahrer und entgleiste  
Turfsportler abgaben, und waren der Meinung, ein einiger-  
maßen höherstehender Mensch, welcher Pflichten habe und gar  
Familienbater sei, dürfe sich unter keinen Umständen „der bloßen  
Sensation wegen“ so einem Satansmöbel anvertrauen.

Diese Reden konnten mein Verlangen nach Fliegeglück nicht  
kleiner machen, obwohl ich nicht widersprach. Ich las vom Simplon-  
flug, las die Berichte von Pau und Paris und Dübendorf und den  
italienischen Aviatikern, und verheimlichte meiner Frau die wöchent-  
lich in der Zeitung mitgeteilten Abstürze von Fliegern. Und  
hundertmal besann ich mich und phantasierte, wie es nun wohl  
eigentlich so einem Fliegenden zumute sein müsse. Die meisten  
waren ja abgebrühte Sportler oder technische Spekulanten, für  
die gab es nur Windverhältnisse, Pferdekraft, Umdrehungszahlen  
und Flugpreise. Aber viele davon waren doch gewiß wirkliche  
Abenteurer, solche mit denen ein Dichter sich ohne weiteres eins  
fühlen oder doch verbrüdernd konnte, es war in ihnen etwas von  
der großen Sehnsucht, die unsereinen zum Wandern und Reisen  
verlockt und einem das Stillstehen so sauer macht, und die durch  
nichts zu stillen ist und durch jede Erfüllung nur tiefer und hung-  
riger wird. Ohne Zweifel war diese Sehnsucht, wenn auch in ihren  
rohesten Formen, bei vielen dieser Flieger der heimliche Antrieb  
und Verführer, und die, welche hundert Meter hoch herunterfielen  
oder über Land geschleift wurden, die in der Luft verbrannten oder  
im Wasser untkamen, waren nicht Arbeitern gleichzustellen, die in  
ihrem armen, tapfern Kampf um den täglichen Groschen weggerafft  
wurden, sondern sie gehörten doch wohl zu der kleineren Schar derer,  
die als Sklaven jener geheimnisvollen großen Sehnsucht ihr Ende  
fanden, deren Knochen in Gletscherlöchern liegen oder die in den  
Wäldern von Afrika, ant Südpol oder auf entlegenen Meeren um-  
kommen. Darin bestärkte mich noch die Nachricht vom Tode  
Luthams, den ich in Frankfurt hatte fliegen sehen, der in den  
Kanai gefallen war und der schließlich sein Ende als Jäger in den  
Tropen fand.

Um nun zur Sache zu kommen: ich bin geflogen. Es kamen  
Flieger nach Bern, eines Morgens hörte ich über meinem Dache  
einen Apparat schnurren und sah einen schönen Eindeder so stolz  
und kühl und nobel über mich wegfahren, daß es mir das Herz  
umdrehen wollte. Am nächsten Tage bin ich mitgeflogen. Und  
nun will ich versuchen, einige meiner Eindrücke bei diesem ersten  
Flug meines Lebens mitzuteilen, soweit das möglich ist, und da  
die Geschichte vom „erfüllten uralten Menschheitsraume“, vom  
„Sieg der Intelligenz über die Materie“ und alles das schon jeder-  
mann bekannt ist, will ich den undankbaren und schwierigen Ver-  
such machen, die Kultur und die Technik und alles das wegzulassen  
und lediglich das zu notieren, was ich erlebt habe. Ich finde mich  
bei diesem Vorhaben durch eine tiefe Unwissenheit gestützt: ich weiß  
weder den Namen der Firma, die den Motor gebaut hat, noch die  
Zahl seiner Pferdekraft, noch das Gewicht, noch das Gewicht der  
Belastung. Ich weiß gar nichts, als daß ich nun endlich, endlich  
geflogen bin, und daß es mir gar nicht selbstverständlich und all-  
gemein kulturell erschienen ist, sondern höchst abenteuerlich. Ich  
bin tatsächlich „der bloßen Sensation wegen“ geflogen, und die  
Sensation hat mir eine unbändige Freude gemacht.

Gegen 3 Uhr an einem warmen, hell sonnigen Frühlingstag  
erschien ich auf dem Flugfelde, wo sich ein paar schwarze Menschen-  
knäuel drängten und umeinander drehten. Mitten in einem dieser  
Knäuel sah ich den Apparat ragen, mit dem ich fliegen sollte und  
der mich erwartete. „Wenn es mir nur nicht übel wird!“, dachte  
ich, denn ich kann Menschenmengen schlecht vertragen.

Ich drängte mich vor, eine grüne Brille auf der Nase und eine  
gelbe Reisetasche in der Hand. Ich legte den Leuten die Hand auf  
die Schulter, schob sie leise beiseite, machte ein sachliches Gesicht  
und wurde durchgelassen, es ging über Erwarten gut. Das  
Schlimmste vom Fliegen war nun überstanden. Ich stand beim  
Apparat, begrüßte den Flieger und zündete eine Zigarre an. Ein  
französischer Monteur suchte mich über den Motor zu belehren, ich  
nickte dankend und kam erst jetzt auf den Gedanken, die Maschine  
näher anzusehen. Am Kopf des Vogelkörpers sah die hölzerne  
Schraube, dahinter der Motor und Benzinvorrat, dann der Platz  
des Fliegers, dann mein Passagiersitz, hinter dem das leichte höl-  
zerne Bauwerk sich rasch verjüngte und dem hübschen Schwanzsteuer  
aufstrebte. Als Spielzeug sah das Ganze entzückend aus, daß es  
aber zwei Menschen durch die Luft tragen sollte, schien wunderbarlich,  
so leicht und liebenswürdig japanisch sahen die Stänglein und  
Drähtchen aus, und auch die Flügel waren so spielerisch und dünn  
und lustig gebaut, daß man sie nicht anzufassen wagte.

„Nun“, dachte ich, „die Hauptsache ist ja der Motor, und den  
kann ich zum Glück nicht taxieren. Es wäre gut, wenn wir bald  
fahren würden.“

Da winkte mir der Flieger, ich möchte mich nun fertig machen.  
Schnell machte ich meine gelbe Handtasche auf und nahm meine  
Sachen heraus, eine Schi-Mütze, ein Paar Handschuhe, ein wollenes  
Halstuch. Als ich die Mütze glücklich auf und unter dem Kinn  
zusammengedrückt hatte, lächelte der französische Monteur mich  
freundlich an und sagte, so gehe das nicht, ich müsse die Mütze um-  
gekehrt aufsetzen, mit dem Schirm nach hinten, sonst werde mir das  
Zeug alsbald vom Kopf gerissen werden. Die Volkmenge lachte  
und sah mit Interesse zu, wie ich meine Kleidung vollends in  
Ordnung brachte. Schließlich gab mir der Aviatiker noch einen  
Mantel und eine Automobilbrille, ich schwiigte in der wolkigen  
Haube und sah so bestridend aus, daß die Menge wieder aufs  
munterste lachte. Photographenapparate wurden auf uns gerichtet,  
und jemand rief mir zu, ich müsse jetzt noch die Nase zubinden,  
dann könne mir gewiß nichts mehr passieren.

Jetzt stieg der Flieger ein. Es war ernst mit dem Spielzeug,  
und als der schwere Mann mit seinem braunen Stiefel davor auf  
das fingerdünne Holzstänglein trat, brach es nicht zusammen, son-  
dern hielt, und es trug auch mich, und nun saßen wir in unseren  
Sitzen, im leinwandbekleideten Stangengerüste auf bequemen  
Sesseln, die Menschenmenge wich ein wenig zurück, die Luft wurde  
besser.

Herrgott, ich hatte meine Handschuhe liegen lassen. Aber nun  
mochte ich nimmer stören.

In diesem Augenblick begann der Motor zu surren, vor un-  
seren Augen fauste die Flügel schraube ihren glänzenden Kreis,  
hinter uns spie der große Vogel Rauch und Gestank aus, schreiend  
floh zu beiden Seiten das Volk hinweg. Wir fuhrten elastisch auf  
unseren beiden Nädchen über den Rasen, merkwürdig lind und  
wohlig, und plötzlich wurde mir in meiner Wollenhaube wieder  
wohl und wild gespannt. Wir fliegen, jähre mein Herz, jetzt  
gleich fliegen wir.

Da war der Rasen weg und wir flogen schräg in die Höhe,  
und das war äußerst wohlig und beruhigend. Wir fliegen! Ja,  
es ist merkwürdig, aber ich hatte es mir aufregender gedacht.

Nein, ich nehme alles zurück. Es war aufregend genug. Als  
ich mich eben besann, ob jetzt wohl zehn Sekunden oder eine Stunde  
seit der Abfahrt vergangen seien, duckte sich der Herr Flieger, ich  
wurde in die Sislehne gedrückt und der Apparat machte einen  
Sprung in die Höhe. Da blies er eine Weile, während der Luft-  
strom donnernd an meinen Ohren vorüberfauste, und machte nun  
wieder einen Sprung, einen verfluchten, unerwarteten Sprung.

Ich tat einen Blick auf die freisende Schraube. Wenn das  
Luder Launen hat, gehen wir kaput, dachte ich einen Augenblick,

aber mehr nur reproduktiv, ich glaubte nur halb daran, und vergaß es sogleich völlig, denn zufällig fiel mein Blick seitwärts auf die Erde und da sah ich erst, daß wir schon hoch, hoch waren. Der Motor fauchte, der Wind schrie, meine Hände froren und meine Nase wurde kalt, und da neben mir, an der dünnen Holzlatte vorbei, sah ich die Stadt Bern und die krumme Aare und Fabriken und Kaminen und Reitplätze und Alleen liegen, drollig klein und schief und hingestreut, und es fiel mir ein, wie dieser Anblick des kleinen Getriebes und des zum Spielzeug gewordenen Menschenwesens mir einst vom Zeppelin schiff aus Spaß gemacht hatte.

Aber das war etwas anderes! Dort war es ein behagliches Zuschauen wie aus einer Loge gewesen. Hier waren die Blicke auf Stadt und Felder, die ganze verkürzte und flächenhaft gewordene Welt durchaus nur zufällige Beigaben. Die Hauptsache war: Wir flogen. Und wie wir flogen! Wir stiegen in Wellenlinien hinan, immer höher, und je und je taten wir plötzlich, wie in einer Atempause, einen kurzen lautlosen Fall, der sich schwand unter mir weg, mein Magen höhnte sich weit. Dann gleich wieder Trieb, Anstieg, Kraftgefühl. Dann wieder der kleine unberechenbare Fall, Atempause, horchendes Schweigen im Magen.

Die Landschaft ist mir noch immer nicht klar geworden; ich sehe wie ein Knabe, vom Erleben hingenommen, und habe den Verstand dabeim gelassen. Ich merke, von Schauern seliger Bangigkeit unterbrochen, meine Blicke und Atemzüge wie Lieder und Seufzer in die Welt, ich schwebte atemlos mitgerissen in einer ungeheuren Rausch der Räume, ich bin ganz Kind, ganz Knabe, ganz Abenteuerer, ich trinke den berausenden Wein des Losgerissenseins, der Gleichgültigkeit und Verachtung gegen alles Gefährliche, der animalischen Erregung in tiefen Zügen, ich bin Drache und Wolfe, Prometheus und Prometheus.

O Gott, was ist das? Was steht dort so groß, so wirklich und edel mitten in dieser lauffigen Welt, die ich so tief verachte, die so schäbig und winzig und kleinlich eingeteilt zu meinen Füßen liegt? Am Rande der Welt, hinter all dem Gewimmel nichtiger Formen und irdischen Getändels, stehen wunderbar und groß die Berge. Ich sehe den riesigen Eiger streng und dunkel, das hohe Schredhorn einsam und vornehm an seinem Orte stehen, und ich ahne beim Anblick des ungeheuer erweiterten Horizontes so etwas wie einen raschen Flug über die Erde hinweg: wie da die großen Gebirge, Wälder, Meere einzig übrig bleiben, alles andere versinkt und sich als verwehende Moräne kundgibt.

Wir fallen tief, mein Magen hat sich daran gewöhnt, schon nach Minuten hat er sich angepaßt und läßt das Ribelen bleiben. Die Berge sind weg, wir hängen schräg nach links über, gegen einen feindlichen Wind, über die Flügel weg sieht man Turmzüge, senkrecht unter uns die Aare, gepflegten Wald, Höfe — am Ende der Kurve unermutet ein Blick über die ganze Stadt, vom Bärensgraben an aufwärts, wie sie auf ihrem Felsen im Bogen der Aare liegt.

Wann werde ich über die Alpen fliegen, über das Meer? Ich muß das einmal bis zur Sättigung auskosten! Ich sehe ja nichts, ich ahne und fühle bloß, ich taumle entzückt und beängstigt durch eine andere, jäh vor mir aufgerissene Welt, nur langsam lerne ich wieder denken. Die Welt ist Erhabenheit, erhaben ist Gebirge, Wüste, Meer. Der Mensch bringt den Humor hinein. Ich beginne sie wieder zu lieben, die Menschen, die da drunten so kleinlich und sonderbar wirtschaften, die den Wald triezern und die Hälfte der Welt in kleine, umzäunte Landschaften zerrissen haben. Ich will nicht schwebende Wolke, treibende Schneeflocke, ziehender Vogel sein, ich will nicht die Berge lieben und die Menschen schmäheln, deren schwächer ich bin — ich will mit aller Liebe, deren ich fähig bin, mich zu ihren Schwächen und zu ihrem Stolze bekennen. Das sind nicht die Pferdekraften und nicht die genauen Rechnungen der technischen Wissenschaft, die mich und den Flieger und Merlot und Latham in die Höhe gerissen haben. Das ist die alte große Sehnsucht, das ist der aus Schwäche geborene Trost, das ist Titanenerbe. Das hat uns fliegen gelehrt. Aber mit dem Fliegen ist keine Sehnsucht erfüllt, der Bogen ist nur stärker und wilder gespannt, die Kreise des Wunsches sind weiter gezogen, das Herz brennt trotziger.

Träume, Bruchstücke von Gedanken, Bruchstücke von großer Lust umgeben mich. Da weckt mich ein unsäglich bangtrockenes, gespanntes, überraschendes, mißtrauisches Gefühl, das durch alle Nerven geht. Der Motor schweigt. Wir hängen in der Höhe, wir neigen uns, und nun kommt das Wunderbarste, wir gleiten auf der elastischen Luft, die uns zuweilen mit leiser Schwellung preßt, wir fahren wachsam und schlief hinunter wie ein Automobil mit abgestelltem Motor einen Berg hinab und wie ein Schläufer seine Halbe hinunter gleitet. Dächer, Alleen, Schornsteine springen uns entgegen, größer und größer wird der kleine Kaienplatz, auf den wir zielen, und nun sehe ich, er ist das Flugfeld, und die paar trüben Trauben und Haufen schwärzlichen Schwimmels darauf sind die Menschenmenge. Herrgott, wir fahren mitten in sie hinein! Wir stürzen vorwärts wie rasend, immer dem schwarzen Haufen entgegen, ich sehe einzelne Gruppen und Figuren schon deutlich, sie sind schon dicht unter uns, Weiber schreien auf, Kinder mädle rennen entsetzt und verzweifelt mit ihren Babywagen davon, Knaben laufen Galopp, fallen, geben es auf. Wir aber nehmen, es geschieht ohne mein Wissen und fährt mir nochmals, zum letzten Male, wunderbar kribelnd durch den Magen, wir nehmen einen kleinen Anlauf, machen einen Sprung und sind wieder in der Luft. Wir haben nur den Platz für die Landung gesucht und umfliegen das große Feld noch einmal im Kreise, niedriger und nie-

driger streichend. Längst ist der große Horizont versunken, die Erde wallt zu uns herauf, die Menschenhaufen atmen uns entgegen. Nochmals fliehen sie vor unserer Maschine davon, eine Gasse tritt, wir gleiten nieder.

„Noch nicht! Noch nicht!“ will ich fliegend rufen. Die kleinen Räder sind schon aufgeprallt, ein Ruck im Sitz, die Erde ist unter uns und nimmt uns auf, und da halten wir schon, tausend Menschen brüllen und stürzen sich auf den Apparat. Mit einem sonderbaren Gefühl von Kleinheit und Scham steige ich aus, Klettere auf die Erde hinab, entleide mich der Brille, der Mütze, des Mantels, gebe dem Flieger die Hand und gehe hinweg, durch das dicke Volk hindurch, keines Gefühls was Gedankens sicher, aber in allem, was ich an Sehnsucht und Abenteuerbedürfnis und unbezwinglich triebhaftem Fernweh in mir habe, neu erregt und gestärkt und vertieft

## Die frühlingstoilette des Zimmeraquariums.

Der herbstliche Niedergang in der freien Natur findet seinen Weg auch in das Zimmeraquarium. Das lebhafteste Wachstum der Tier- und Pflanzenwelt hört auf, und während die Tage sich kürzen, häufen sich im Aquarium die Abfallstoffe. Mit dem sich verschlechternden Aussehen mindert sich fast regelmäßig das Interesse des Aquariumhalters, und wenn es im Frühling mit verstärkter Kraft erwacht, hat er meist ein trübes, verfallenes Wasserbecken vor sich. Da heißt es ganze Arbeit machen oder wenigstens gut aufräumen. Was an lebendem Gelebe vorhanden ist, wird mit dem Kästchen in eine große Waschkübel oder in Eimer hinübergeangelt, wobei man darauf achten muß, daß das neue Wasser nicht oder unbedeutend kälter oder wärmer ist als das alte. Dieses wird dann abgeseigt, nachdem es vorher etwas aufgerührt wurde, so daß die obere Schicht des Bodenbelags aufgewirbelt und beim Ausgießen mit fortgeschwemmt wird. Mit Hilfe eines feinen Kartenblattes hebt man dann noch einige Millimeter des sandigen Grundes ab, bis man wieder auf reinen Boden stößt, den man dann mit ausgewaschenem Flußsand wieder auf die alte Höhe aufschüttet. Etwas durch Algenüberzüge „blind“ gewordene Stellen der Glaswände muß man aber schon vorher mit einer feinen Bürste oder einem hölzernen Schwaber aufhellen und abspülen. Schlecht entwidelte Pflanzen werden entfernt, neue werden eingepflanzt, wozu keine besondere Anleitung gehört. Wer mit der hermatischen Pflanzenwelt schon Bekanntschaft gemacht, pflegt sich seinen Bedarf aus den Seen und Gräben der Umgegend zu holen. Der Anfänger geht am besten zum nächsten Aquariumhändler, wobei er beachtet, daß in einem kleinen Behälter auch nur kleine Pflanzen gehören. Mit der nordamerikanischen *Elodea densa* wird er aber in jedem Falle zufrieden sein. Beim Einfüllen des Wassers legt man zuvor ein Stück festes Papier auf den Sandboden und gießt das Wasser im dünnen Strahle langsam darauf; dadurch wird verhütet, daß Sand und Erde bei der Einfüllung aufgerührt werden. Ob man mit Regen- oder Leitungswasser füllt, ist gleichgültig; aber erst wenn es Zimmertemperatur erlangt hat, darf man die Tiere wieder in ihr altes Heim setzen, und wenn man neue Pflanzen eingesetzt hat, soll man mit dem Einsetzen lieber noch einige Tage warten, bis die neuen Pflanzen sich angewurzelt haben. Man stellt das Gefäß, wenn man etwa umgezogen ist, in die Nähe eines Fensters, aber nicht in den direkten Bereich der mittäglichen Sonnenstrahlung.

Die hohen Mieten in den Großstädten bringen es ganz von selbst mit sich, daß die Aquarien eher zu klein als zu groß gewählt werden. Man muß sich nun hüten, ein kleines Aquarium mit vielen Fischen vollzustopfen. Einige Arten gibt es allerdings, die so anspruchslos und dabei so organisiert sind, daß man nicht ängstlich zu sein braucht. Hierher gehören in erster Linie die *Macrodon*, die jedermann bekommt. Sonst aber muß man in der Regel auch im gut bepflanzten Aquarium mindestens 3—4 Liter Wasser auf jeden höchstens fingerlangen Fisch rechnen. Ist die „Bevölkerungsdichtigkeit“ zu groß geworden, so halten sich die Tiere dicht unter dem Wasserspiegel auf. Sobald dieses Zeichen des Sauerstoffmangels sich einstellt, muß man durch Anbringung eines Durchlüftungapparates oder Verminderung der Fischzahl sofort Abhilfe schaffen. Unter anderen braucht unser heimischer Stacheling, einer der lebhaftesten und amüsantesten Fische, der im Frühjahr leicht zur Brutpflege im selbstgebauten Nest schreitet, viel Wasser. Hat man daher wenig Raum, so begnügt man sich am besten mit den „Zaunfingern“ unter den Fischen, die man bei jedem Aquariumhändler unter dem Namen „*Girardinus*“ bekommt. Als diese Tierchen vor erst anderthalb Jahrzehnten aus Südamerika eingeführt wurden, wurden 150 M. für das Paar bezahlt, während diese Altitaner jetzt sehr billig sind. Oft erhält man sie umsonst, weil sie — lebendiggebärend, wie sie außerdem noch sind — sich sogar in der Gefangenschaft so leicht vermehren, daß man bald genötigt ist, gute Freunde mit dem Nachwuchs zu beschenken.

Wenn das Leben der Fische nicht abwechslungsreich genug ist — ein Fall, der sich besonders bei kleinen Aquarien einzustellen pflegt — verzichtet besser darauf, indem er die heimische Kleintierwelt unserer

Gewässer beobachtet und zu diesem Zwecke ab und zu Ausflüge mit dem Käscher und einem Glasgefäß unternimmt. Das Kleinzeug in unseren Gräben, Teichen und Seen ist fast überwältigend zahlreich und niemals fehlt es an interessanten Objekten. Die Entwicklung des Froschlaides, der nun bald überall in den Gewässern auftreten wird, zum jungen Frosch, und die der Mückenlarven zur fertigen Mücke, diese leicht zu beobachtenden Dinge sollten überhaupt von keinem Naturfreunde veräumt werden. Hinans ins Freie und umgeschaut!

## Kleines feuilleton.

### Naturwissenschaftliches.

Die organische Produktion des Meeres bildete den Gegenstand eines kürzlich in Kristiania gehaltenen Vortrages von S. S. Grau. Während wir in bezug auf die Möglichkeiten der Produktion auf dem Erdboden ziemlich gut unterrichtet sind, d. h. jedesmal berechnen können, wieviel Pflanzenmasse man auf einer bestimmten Fläche erhalten kann und in wieviel Tiersubstanz sie sich umsetzen läßt, fehlt uns für die Bestimmung der organischen Produktivität des Meeres noch zu sehr an nötigen Unterlagen. Anlässlich seiner Teilnahme an den internationalen Meeresuntersuchungen hat Grau es versucht, diese Lücke durch Bestimmung der Menge der kleinen, hauptsächlich pflanzlichen Meeresbewohner einigermaßen auszufüllen.

Durch Zentrifugieren von Meerwasser hat er gefunden, daß diese Menge in verschiedenen Meeresschichten sehr ungleich verteilt ist, wobei der Höchstwert etwa 10 Meter unter der Meeresfläche gefunden wird. Man hat z. B. folgende Verhältniszahlen: an der Oberfläche 85.800, bei 10 Meter 88.500, bei 25 Meter 56.000, bei 50 Meter 5970, bei 75 Meter 590, bei 100 Meter 20. Auch die örtliche Verteilung der organischen Masse unter den verschiedenen Meeresteilen ist keineswegs gleichmäßig. Während im Skagerak, wo das mit Flußwasser stark vermengte Ostseewasser sich in die Nordsee ergießt, ein deutliches Produktionszentrum festgestellt werden konnte, ist der offene Ozean viel weniger reich an organischem Leben. Dies mag daran liegen, daß hier keine so große Zufuhr von gelösten Pflanzstoffen stattfindet.

Was die durch alle Versuche bestätigte allmähliche Abnahme des organischen Lebens mit zunehmender Tiefe betrifft, so ist deren Erklärung einmal in der schwächeren Lichtwirkung und dann in dem größeren Salzgehalt der tieferen Schichten zu sehen. An den Küstenströmen, wo der Süßwasserzufluß groß ist, wie z. B. im Skagerak und Kattegat, besteht eine sehr scharfe Grenze zwischen der oberen salzarmen und der unteren salzreichen Schicht. Während in der Oberschicht pro Liter Wasser mehrere Hunderttausende von kleinen Lebewesen gefunden werden konnten, sank deren Anzahl schon in 30—40 Meter Tiefe auf einige Hundert und in den unbedünnten unteren Schichten, die aus salzreichem Nordseewasser bestehen, ließen sich nur wenige Individuen im Liter feststellen.

### Verkehrswesen.

Das Jubiläum der Untergrundbahn. Die „Welt der Technik“ erinnert daran, daß in diesem Frühjahr 50 Jahre verfloßen sind, seitdem in London die erste Untergrundbahn, die zugleich die erste der Welt war, eröffnet wurde. Der Bau der Bahn wurde eine Notwendigkeit durch die sich in London sehr früh vollziehende Citybildung, d. h. die Umwandlung der inneren Stadt in eine reine Geschäftsstadt, infolge deren die Bevölkerung immer mehr in die Vororte hinausgedrängt wurde. Die vorhandenen Verkehrsmittel erwiesen sich gegenüber dem mächtig anwachsenden Bedürfnis bald als unzureichend, und so legten im Jahre 1845 einige Ingenieure und einige Stadtväter dem Parlament ein Projekt für den Bau einer unterirdischen Bahn vor. Ein Schrei der Entrüstung war die Antwort und die Idee verschwand zunächst auf ein Jahrzehnt. Dann aber zwang die Macht der Tatsachen zu ihrer Wiederaufnahme und endlich im Jahre 1859 konnte die Konzession erlangt werden.

Aber auch jetzt noch fürchteten ängstliche Gemüter alle möglichen Unglücksfälle: man war überzeugt, daß die über oder neben der Bahn gelegenen Häuser infolge der dauernden Erschütterungen einstürzen würden; auch glaubte man nicht, daß die Tunnel selbst den Erschütterungen der Bahn und des auf ihnen lastenden Straßenverkehrs Widerstand würden bieten können. Einige bei dem Bau der nur 14 englische Meilen langen ersten Untergrundbahn sich auch tatsächlich ereignende Häuserinstürze und eine Uberschwemmung des Tunnels durch den Plutonal schienen zunächst die Kleingläubigen recht geben zu wollen. Aber alle Schwierigkeiten wurden zum Schluß doch glücklich überwunden und im März 1863 konnte die erste Probefahrt mit einem geladenen Publikum stattfinden, die glänzend verlief. Am ersten Tage, an dem die Bahn dem allgemeinen Publikum übergeben wurde, wurde sie bereits von 30 000 Menschen benutzt.

Somit war da! Eis gebrochen und noch im gleichen Jahre wurden dem Parlament mehrere neue Untergrundbahnprojekte vorgelegt, zu deren Prüfung eine eigene Kommission eingesetzt wurde. Die ersten Londoner Untergrundbahnen waren noch Dampfbahnen; erst vor zehn Jahren wurde die Elektrifizierung des Be-

triebes durchgeführt, während jüngere Bahnen, wie z. B. die Berliner, von vornherein für elektrischen Betrieb eingerichtet wurden.

### Aus der Vorzeit.

Altertumsfunde von höchstem Interesse sind in diesen Tagen bei Sonnenwalde im Kreise Ludau zutage getreten und durch wirksame Zusammenarbeit des Märkischen Museums mit den Lokal- und Kreisbehörden vor Zerstörung geschützt worden. Beim Ausheben von Baumlöchern stieß man auf dem neuen Friedhof bei Sonnenwalde auf einige vorgeschichtliche Gefäße. Der Landrat des Kreises unterjagte ganz im Sinne des dem Landtage vorgelegten Ausgrabungsgefes die Weiterarbeit, und durch Vermittlung der Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege wurde das Märkische Museum gebeten, die Fundstelle durch einen Sachverständigen untersuchen zu lassen. Der Prähistoriker des Museums, Dr. Niebebusch, konnte eine ganze Reihe von Gräbern aufdecken lassen, in denen neben den Urnen zahlreiche Beigefäße verschiedenster Form und Größe beigelegt waren. In einem Grabe befanden sich 11, in einem anderen 17 Gefäße; fast alle waren gut erhalten. Das ganze Grabfeld gehört der sogenannten Lausitzer Kultur an und war während der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends in Benutzung. Da das vor 2500—3000 Jahren als Friedhof verwendete Gelände seiner einstigen Bestimmung wieder zurückgegeben wird, so ist eine systematische Untersuchung gesichert.

Durch Umfrage bei den Alderbürgern konnte weiter festgestellt werden, wo sich Spuren vorgeschichtlicher Wohnstätten gezeigt hatten, und es gelang im Laufe weniger Tage auch Herdstellen prähistorischer Häuser aufzudecken. Die Wohnstätten gehören verschiedenen Perioden der Vorzeit an, von der älteren Eisenzeit bis ins frühe Mittelalter hinein. Da bei Sonnenwalde auch schon Gräber der römischen Kaiserzeit beobachtet worden sind, so dürfte es im Laufe der Zeit möglich sein, die Vorgeschichte des Ortes hinreichend aufzuklären und das Verhältnis der einzelnen Fundstellen zu der rätselhaften „Landwehr“, einem Wall, der in der Nähe der Stadt vorüberzieht, kennen zu lernen. Nicht nur die Ortsgeschichte, sondern auch die Wissenschaft hat an der Lösung dieser Aufgabe ein erhebliches Interesse.

### Paläontologisches.

Wie gingen die Tiere der Vorwelt zugrunde? Seit langem zerbrechen sich die Gelehrten den Kopf darüber, wodurch wohl die zahlreichen und gewaltigen Geschlechter der Tierwelt, die im Laufe der Erdgeschichte völlig verschwanden, vernichtet worden sind. Die mannigfaltigen Erklärungen sind gegeben worden, aber sie genügen alle nicht, und so versucht dem Generaloberarzt Dr. Sehwald in der Umschau eine neue Lösung dieses schwierigen Problems. Daß die Riesentiere der Urzeit von kälteren Feinden umgebracht worden seien, etwa durch kleine Baumsäugeltiere, ist eine Annahme, die durch nichts bewiesen wird. Wohl mögen physikalische Ursachen und geologische Ereignisse mancher Tierart geschadet haben; es ist auch behauptet worden, das Veränderungsvermögen mancher Tiere sei schließlich erloschen und damit die Fähigkeit, sich neuen äußeren Bedingungen anzupassen. Nach andern Meinungen soll das Aussterben der großen Tiergruppen nur ein scheinbares sein, so daß sie nur ihre äußere Erscheinung verändert haben und noch heute fortleben, so die Jäthhofsaurier als Delphine, die Plesio- und Thalattosaurier als Wale, die Dinosaurier als große flugunfähige Vögel, die Flugsaurier als Fledermäuse usw. Für diese Hypothese wäre aber der Nachweis der fehlenden Zwischenglieder notwendig, der nirgends erbracht ist. So stehen Paläontologie, Geologie und Zoologie der Frage ratlos gegenüber. Der Arzt aber vermag eine ebenso einfache wie überzeugende Antwort zu erteilen: die untergegangenen Tiere der Vorwelt sind zum Teil durch Seuchen gestorben. Krankheiten sind es ja, die auch heute noch die Vernichtung von Tiergruppen hervorgerufen. So brachte die Krebspest in den Gewässern Deutschlands die Krebse an den Rand der Vernichtung, und nur Schutzmaßregeln können ihr Aussterben verhindern. Wenn das große Sterben der Rinder und Pferde in Afrika weiter andauern sollte, so könnte es zur völligen Ausrottung dieser Tiere führen. Auch das große Fischsterben 1882 an der Ostküste von Nordamerika macht durchaus den Eindruck einer gewaltigen Epidemie, die plötzlich eine bestimmte Fischart hefiel und streng auf sie beschränkt blieb, wie dies bei Infektionskrankheiten ja oft der Fall ist. Das Auftreten mörderischer Infektionskrankheiten in der Tierwelt, das wir so in der Gegenwart beobachten, muß auch für frühere Perioden der Erdgeschichte als Ursache angenommen werden. Denn die Krankheitserreger gehören fast durchweg zu den Mikroorganismen, die ja die ältesten Bewohner der Erde darstellen. Da man Bakterien schon in der Steinkohle nachweisen konnte, so ist der Beweis erbracht, daß diese gefährlichen Kleinwesen bereits in sehr frühen geologischen Formationen vorhanden waren. Gewiß sind es nicht die Seuchen allein, die die vielen Tiergeschlechter der Urzeit vernichtet haben, aber sie müssen eine der Ursachen gewesen sein, und so wirkt der Nachweis dieser Epidemien, der freilich erst in streng wissenschaftlicher Form durch den Nachweis von derartigen Krankheitserscheinungen an fossilen Tierresten erbracht werden könnte, ein neues Licht in diese dunkelsten Zeiten unserer Erde.